

Klären Sie Ihre Schreibabsicht, prüfen Sie Ihre Gefühle!

Alternativen zu Fakten: Seit Pisa und Bologna setzt die deutsche Bildungspolitik auf Kompetenzen statt auf Bildung. Auf der ersten Inkompetenzkonferenz in Frankfurt formiert sich Widerstand.

Die Kompetenzkompetenz gibt es wirklich. Edmund Stoiber hatte sich nur scheinbar verheddert, als er versuchte, die Machtbalance zwischen Nationalstaat und Europäischer Union mit dem juristischen Fachwort sachgerecht zu erklären, was ihm 2006 zehn Minuten unfreiwilligen Ruhm auf Youtube bescherte. Es gibt aber auch die Kompetenzorientierungskompetenz und die Durchhaltevermögenskompetenz. Wer an deutschen Schulen und Hochschulen lehrt oder unterrichten will, sollte beides mitbringen. Mit der Bologna-Reform und der Pisa-Vergleichsstudie ist ein Sturm an Kompetenzen über das deutsche Bildungssystem hereingebrochen, der in seinen kuriosen Wortgirlanden auf der ersten Frankfurter Inkompetenzkonferenz Heiterkeit erregte, in seinen Folgen aber besorgte.

Die prominent besetzte und gut besuchte Frankfurter Veranstaltung verstand sich als Kontrapunkt. Der Wiener Philosoph Konrad Paul Liessmann nannte das Kompetenzmodell in seinem Eröffnungsvortrag den bildungspolitischen Sündenfall unserer Epoche. Das war als Kampfansage zu verstehen. In Frankfurt waren Aufbruchsstimmung und Widerstandsgeist zu verspüren. Bernhard Kempen, Präsident des Deutschen Hochschulverbands, zog die Vereinbarkeit des gerasterten Menschenbilds der Kompetenzverfechter mit dem grundgesetzlichen Freiheitsverständnis in Zweifel. Andere wogen die Erfolgsaussichten einer Musterklage ab.

Kompetenz, stellte Liessmann klar, heiße nicht Bildung. Sie ziele allein auf praktisches Wissen, prüfe Studenten auf ihre Verwertbarkeit für den Arbeitsmarkt und gerate, da sie zum Allheilmittel stilisiert werde, zum Gegenteil von Bildung. Das Vorbild sei der Fließbandarbeiter. So wie Arbeitsschritte im industriellen Fertigungsprozess in einzelne Module zerlegt werden, um zu prüfen, ob ein Arbeiter sie bewältigen könne, so werde nun, so Liessmann, der Bildungsweg in Kompetenzschnipsel zerschnitten, bis Person und Geist dahinter verschwinden. Modell stehe hierfür ein nach dem Bild der künstlichen Intelligenz geformter Schublademann, wie die Philosophinnen Bernadette Reisinger und Johanna Gaitsch ausführten, der seinen Dozenten nur noch als Sozialcoach benötige und das Wissen in einem magischen Akt aus sich selbst heraus zugele. In der Sprache des Kompetenz-Curriculums: „Erweitere dein Wissen durch dein eigenes Wissen.“

Wer den Wirtschaftsexperten von der OECD die Kompetenzkompetenz gegeben hat, ihre ökonomischen Schemen über die deutsche Bildungspolitik zu stützen, wäre noch zu klären. Die unbefriedigende Antwort lautet: Faktisch übt sie diese aus, seit sie der deutschen Bildungspolitik erfolgreich eingeredet hat, dass sie – dem Erfolgsmodell der dualen Bildung zum Trotz – möglichst viele Studenten in kurzer Zeit durch das Bildungssystem



Zuhörkompetent und empathiestark: Günter Pfitzmann (hier als Dr. Brockmann in „Praxis Bülowbogen“) ist ein Vorbild für den modernen Hausarzt.

Foto Getty

tem schleusen soll. Dafür wurden eine Reihe hochabstrakter Kompetenzen erfunden, die so zerstückelt werden, dass noch der geringste Lernfortschritt objektiv messbar werde. An Schweizer Grundschulen lassen sich laut Lehrplan 4500 Kompetenzen erwerben. Omnikompetenz ist nie erreicht. Das Kompetenznetz lässt sich immer weiterdrehen, perspektivisch kann alles zur Kompetenz werden: Bewegung, Hören, Atmen. Zu den Schweizer Grundschulkompetenzen gehört es beispielsweise, seine Aufmerksamkeit auf sprechende Personen zu richten. Also: zuhören. Doch welcher Schüler träume davon, fragte Liessmann, einmal zuhörkompetent zu werden?

Das Fernziel des Kompetenzmodells ist nach dem Soziologen Stefan Kühl ein europaweiter Bildungskataster, der jede Kompetenz in eine exakte Stufenfolge einordne und dadurch internationale Vergleiche ermögliche. Kühl äußerte jedoch Zweifel, dass sich Niveauunterschiede durch die schwammig formulierten Kompetenzen objektiv feststellen lassen. Lesekompetenz werde beispielsweise nicht an Texten unterschiedlicher Schwierigkeitsgrade geprüft. Sei der Aufsatz, fragte Johanna Gaitsch, nicht die bessere Methode, Verständnis und Lesekompetenz zu prüfen, als das standardisierte Ausfüllen von Multiple-Choice-Kästchen?

Die rhetorischen Nebelschwaden von der globalen Wissensgesellschaft, deren Wandel man sich in den Augen der Reform nicht schnell genug vorstellen kann, sorgen für ausreichend Dunkelheit, damit niemand der Reformparole, das Gedächtnis sei ein toter Speicher, der durch Suchmaschinen ersetzt werden könne, auf den Grund geht. Konrad Paul Liessmann wande ein, er sei selbst nach dem Vergessen von etwas Erlerntem ein anderer als zuvor. Der Mediziner Josef Pfeilschifter, Dekan der gastgebenden medizinischen Fakultät, ergänzte dies um den Hinweis, dass jedes Wissen eine neuronale Spur hinterlasse. Das Gedächtnis sei ein aktives System, das durch Wiederholung und Systematisierung trainiert werden müsse und ohne dies verkümmere.

Fachwissen gilt im Kompetenzmodell jedoch als Bildungszopf, und wo man diesen nicht ganz abschneidet, da verschiebt man ihn in den Curricula immer weiter nach hinten. Ohne Fachwissen, wandte der biowissenschaftliche Fachdidaktiker Hans Peter Klein ein, lasse sich keine komplexe Frage stellen. Großgeschrieben werden dagegen Gefühl, Sozialkompetenz und Lebensnähe. Als den Lesekate vorbereitende Kompetenz gilt es beispielsweise, sich in eine positive Lernatmosphäre zu versetzen und seine Schreibabsicht zu klären. Geschult wird ein gefühltes Wissen, in das gesellschaftspolitische Vorstellungen einfließen. Die Alternative zu Fakten kommt hier aus der Wissenschaft selbst.

Diese Tendenz hat Schulen wie Hochschulen über alle Fächer hinweg ergriffen. Der aktuelle Proband ist die Medizin. Nach dem in Reform befindlichen Studienplan (Masterplan 2020) sollen angehende Ärzte auch auf Empathiefähigkeit geprüft werden. Einfühlungsvermögen ist zweifellos eine wichtige Fähigkeit

für den Landarztberuf, den man im Zuge der Reform wieder attraktiv machen möchte, und gegen ihre Schulung ist nichts einzuwenden ist, wäre sie nicht, wie Josef Pfeilschifter kritisierte, mit der Bagatellisierung des Fachwissens verbunden. Und nach welchem Kriterium will man Empathiestärke feststellen? Am Feuern von Spiegelneuronen? Laut Pfeilschifter ist das Kompetenzmodell in der Medizin ein politisches Instrument zur Erhöhung der Landarztquote. Beim Schritt in die Praxis werde es jedoch ernst, warnte der Pädagoge Jochen Krautz: „Mediziner ohne Fachwissen haben tödliche Konsequenzen.“

Treibende Kraft der Kompetenzbewegung sind die Institute für Qualitätsprüfung und -entwicklung. Hier hat laut Hans Peter Klein eine Fraktion von Bildungsdidaktikern die Regie übernommen, die sich vom Fachwissen verabschiedet habe, oft nicht einmal mehr über einen fachlichen Hintergrund oder schulische Erfahrung verfüge. Umso leichter falle es ihr, ihre Kompetenzschablonen von der Biologie bis zur Physik auf fremde Fächer zu pressen. Das Fachwissen wandert an den Rand. Von Bildung, so Klein, sei in den Kerncurricula nicht einmal mehr die Rede. Im Gegenzug werden selbst Mathematik- oder Physikaufgaben mit immer mehr Text angereichert, der in seinem sozialpsychologischen Kauderwelsch eine eigene Form der Verstehenskompetenz erfordert.

Die Beispiele animierten zur Heiterkeit. Schülern der achten Klasse, führte der Mathematiker Hans-Jürgen Bandelt

vor, wird vom Berliner Institut für Qualitätsentwicklung etwa die Aufgabe gestellt, ein Fieberthermometer abzulesen. Man wird dies nicht auf den ersten Blick als Physikaufgabe erkennen. Eine nach dem Kompetenzmuster erstellte Biologie-Abiturfrage will von Schülern wissen, was bei der Zählung von Zugvögeln zu Abweichungen führen könne. Eine der richtigen Antworten lautet: Die Ornithologen könnten sich verzählen.

Es stellt sich die Frage, warum ein derart unpraktikables Konzept zum Erfolgsmodell avanciert ist. Warum gab und gibt es so wenig Widerstand unter Lehrern und Professoren? Bernhard Kempen verwies auf das politische Steuerungsinstrument der Drittmittel. Wer sich dem Kompetenzmodell verweigere, müsse Karriereachteile und Kürzungen hinnehmen oder überstehe, wie Hans Peter Klein anfügte, kein Lehramts-Referendariat. Kempen äußerte aber auch seine Verärgerung darüber, dass der Erfolg des Kompetenzmodells nicht möglich wäre ohne die Mithilfe von Kollegen, die sich gegen ihre Überzeugung einkaufen ließen. Der Pädagoge Andreas Gruschka hielt den Kompetenz-Glauben mittlerweile selbst unter den Reformern für erloschen, was diese aber nicht davon abhalte, ihn weiter zu propagieren.

Dass Widerstand möglich ist, ließ sich in Frankfurt erkennen. Mancher warf schon den Blick in eine Zukunft, in der das Kompetenzmodell aufgrund seiner praktischen Mängel ausgemustert und Bildung neu erfunden wird. Dann freilich unter anderem Namen und als etwas revolutionär Neues. THOMAS THIEL

Germanistische Restbestände gibt es noch in der Lehrerausbildung, die von Sablers Kollegen an zwei Tagen in der Woche unterrichtet wird. Die geringe Nachfrage von deutlich unter zehn Studenten im ersten Jahr erinnert an leere Priesterseminare. Die beiden zentralisierten staatlichen Auswahlverfahren für den mittleren und gehobenen Schuldienst sowie die universitäre Lehre binden sowohl in Amiens als auch in Paris erhebliche personelle Ressourcen und erklären die aktuell noch recht hohe – aber wegen bereits beschlossener Kürzungen stark rückläufige – Dozentenzahl an der Sorbonne.

Wolfgang Sabler ist weniger optimistisch als seine Pariser Kollegin. Von einem deutsch-französischen Enthusiasmus sei in der von den Schützengräben des Ersten Weltkriegs geprägten Region wenig zu spüren. Deutschland werde vielfach als ein langweiliges Land wahrgenommen, dem wegen seiner ökonomischen Übermacht und seinem Hang zur moralischen Belehrung keine großen Sympathien entgegenstünden. Gute Englischkenntnisse als Voraussetzung für einen sicheren Job seien wichtiger als Bekenntnisse zu europäischen Werten oder schöngestigte Vorlieben. Im nächsten Jahr werden die Deutschprüfungen an der Verwaltungshochschule Ena abgeschafft. Es bleibt die Hoffnung, dass die Wiederbelebung des deutsch-französischen Verhältnisses auch die Germanistik beflügelt. Zumindest finden sich in Macrons Mannschaft viele Deutschkundige. STEFAN KLEIE

Wenn das Bild einer deutschen Mittelschicht stimmt, die sich ihrer Position zwischen Unter- und Oberschicht vergewissert und darum die soziale Spreizung hinimmt: Verhält sie sich dann mit ihrer Umverteilungsskepsis nicht doch interessenkonform? Sie mag der Oberschicht den Reichtum neiden, eine Gefahr für die Demokratie scheint sie in den Vermögen der Oberschicht nicht zu sehen. Und sollte sie die Angehörigen der Unterschicht tatsächlich als Leistungsverweigerer betrachten, so mündet dies zumindest nicht in Forderungen nach massiven Kürzungen im Sozialstaat. Wenn es ein Pflichtbewusstsein der deutschen Mittelschicht gibt, dann zeigt es sich eher hier: In der Toleranz für Leistungsunterschiede und den heutigen Umfang des Sozialstaats. Solange sich die Mittelschicht darin gestärkt sieht, dass Leistungsbereitschaft ihre Position stabilisiert, dürfte sich an dieser Form von Ungleichheitstoleranz nichts ändern. GERALD WAGNER

Germanistik im Abwärtstrend

Die Germanistik ist in Frankreich auf dem Weg zum Orchideenfach. Literaturwissenschaftler sind nur noch als didaktische Allrounder gefragt.

Sein Französischlehrer hatte Didier Erbon gewarnt: Mit der Entscheidung für Spanisch statt Deutsch als zweite moderne Fremdsprache geriet der ehrgeizige Abiturient in Gefahr, von nun an seine „Zeit mit den schlechtesten Schülern des Gymnasiums zu verträdeln“. Das war in den frühen siebziger Jahren, als die französische Theorie deutsche Denker von Hegel über Nietzsche bis Heidegger für sich entdeckte. Schon seit dem späten neunzehnten Jahrhundert haftete dem Deutschen der Ruf an, dem Distinktionsgewinn einer akademischen Elite zu dienen.

Die Zeiten haben sich radikal geändert, und die klassische Germanistik ist in Frankreich auf dem Weg zum Orchideenfach. Halbwegs kompensiert wird der Bedeutungsverlust durch kombinierte Studiengänge („bi-licence“) und die wachsend beliebten „doubles diplômes“ zwischen deutschen und französischen Hochschulen. Für Deutschdozenten mit einer klassischen germanistischen Ausbildung heißt das aber, dass sie oft nur noch als Sprachlehrer oder als autodidaktische Allrounder gebraucht werden.

Hélène Miard-Delacroix, Professorin für Deutsche Zeitgeschichte an der Sorbonne (Paris IV), ist als Deutschland-Vermittlerin zwischen Paris, Berlin und Brüssel weit über den akademischen Horizont hinaus im Einsatz. Als Schülerin von Alfred Grosser gehört sie einer Generation an, für die der deutsch-französische Kulturaustausch Beruf und Berufung zugleich bedeutet. Und obwohl sich heute kaum noch jemand wegen der Lite-

ratur oder der Philosophie des Nachbarlandes für die Deutschland-Studien entscheidet, will sie ihren Studenten den Enthusiasmus nicht absprechen. Viele hätten durch Erasmus-Aufenthalte private Freundschaften geschlossen und seien Deutschland verbunden. Die Normalisierung der deutsch-französischen Beziehungen und die Auswirkungen der Bologna-Reform würden diesen Enthusiasmus aber ins Private verschieben.

Das Institut d'Etudes germaniques et nordiques, an dem Miard-Delacroix lehrt, bietet mit immerhin sieben Professuren und 23 Dozentenstellen sechs Bilingual-Studiengänge an. Die Kombination von Studiengang Deutsch/Naturwissenschaften an, zu dem die nach Pierre und Marie Curie benannte Pariser Partneruniversität die Wahlfächer Biologie, Mathematik oder Chemie beisteuert. Ein weiterer, den Kulturen Mitteleuropas gewidmeter Studiengang verbindet Deutsch mit einer Auswahl aus den slawischen Sprachen und Kursen zur Geschichte und Literatur. Rund zwanzig Absolventen im germanistischen Master stehen doppelt so viele Abgänger mit Bi-Licence gegenüber, deren Zahl aber steigen dürfte. Hinzu kommen vergleichbare Studentenzahlen am Institut für angewandte Fremdsprachen, wo der Sprachenerwerb mit Grundkenntnissen in Wirtschaft, Jura und internationalen Beziehungen verbunden wird.

Eine gute Zugstunde nordwestlich von Paris liegt Amiens, das in der Berichterstattung zu den französischen Präsidentschaftswahlen zum Inbegriff des abgehängten Frankreichs wurde. Dies liegt nicht nur daran, dass die Deindustrialisierung und die damit verbundenen Entlassungen der Stadt zu schaffen machen; für große Symbolik eignet sich Amiens auch, weil es die Heimat von Emmanuel Macron ist, dem zweiten großen deutschen Medienliebling nach Didier Erbon, der in Amiens eine Soziologie-Professur innehat.

Die Université de la Picardie Jules Verne ist eine klassische Gründung der Hochschulexpansion der siebziger Jahre.

Kurze Meldungen

Britta Nestler ist nachträglich der Leibniz-Preis 2017 verliehen worden. Die Preisverleihung war im März ausgesetzt worden, nachdem anonyme Vorwürfe gegen die Materialwissenschaftlerin vom Karlsruher Institut für Technologie erhoben worden waren. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat Nestler nach eingehender Prüfung vom Vorwurf wissenschaftlichen Fehlverhaltens entlastet und ihr den Preis bei ihrer Jahresversammlung in Halle feierlich überreicht. Nestler wird für die Entwicklung neuer Modelle in der computergestützten Materialforschung ausgezeichnet. F.A.Z.

Hier kann man Wolfgang Sabler dabei beobachten, wie er Studenten das Funktionieren eines Girokontos oder andere Wirtschaftsabläufe auf Deutsch erklärt. Er tut dies mit viel Humor und Improvisationstalent, obwohl er eigentlich zu Arthur Schnitzler promoviert hat und immer wieder literaturwissenschaftliche Aufsätze publiziert. Aber in Amiens ist die Anzahl der Studenten, die klassische Germanistik studieren, so verschwindend gering, dass die meisten der rund zehn Dozenten im Bereich der angewandten Fremdsprachen eingesetzt werden. Dieser Studiengang kombiniert Englisch mit einer weiteren Fremdsprache und führt in Marketing und BWL ein.

48 Hochschulen können vom kommenden Jahr an mit Fördergeldern in Millionenhöhe rechnen. Sie setzen sich in einem Auswahlverfahren für die von Bund und Ländern getragene Initiative „Innovative Hochschule“ durch. Mit dem Programm soll der Austausch von Wissen und Technologien mit Wirtschaft und Gesellschaft gefördert werden. Unter den 48 Hochschulen befinden sich 35 Fachhochschulen. Für bis zu fünf Jahre stehen für eine einzelne Hochschule jährlich bis zu zwei Millionen Euro bereit. Insgesamt stehen bis zu 550 Millionen Euro in zehn Jahren zur Verfügung. AFP